

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 8 (1932-1933)
Heft: 11

Artikel: Sehenswürdigkeiten
Autor: Bernoulli, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1064989>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

☆☆☆ Sehenswürdigkeiten

Von Hans Bernoulli

Zeichnungen von H. Kurtz

Die verwendeten alten Stiche wurden von Kurt Guggenheim, Buch- und Kunstantiquariat, Zürich zur Verfügung gestellt

Schweizer Sehenswürdigkeiten – damit sollen nun nicht gerade der Bärengraben in Bern gemeint sein, der Lällenkönig in Basel und der steinerne Hintern des Grafen von Kyburg in Solothurn – der geneigte Leser stellt etwas höhere Ansprüche: Luzern ist für ihn die Stadt des Löwendenkmals, der Kapellbrücke und der Museggtürme, St. Gallen erkennt er an der Stiftskirche mit den beiden Türmen, Basel am Spalentor, am Münsterplatz, vielleicht noch an der schiefen Brücke, Bern an den Lauben, Schaffhausen (vorausgesetzt dass er sich in Goethes Werken auskennt) an den kleinen Fenstererkerchen.

Das ist nun einmal so: Seit den Tagen des Pausanias bekommt der Reisende (wie auch der Einheimische) so ein paar handfeste Begriffe in die Hand gedrückt, und nun ist eine Stadt gebrandmarkt. Und wehe, wenn ihr solch eine approbierte Sehenswürdigkeit abhanden kommt – sie hat zu existieren aufgehört!

Sehenswürdigkeiten haben da zu sein!

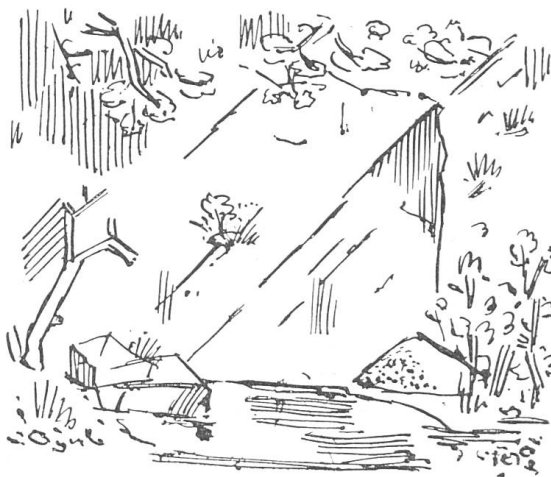
Daher der Lärm seinerzeit, als Bramante den alten St. Peter in Rom einriss, als die weltberühmte Klosterkirche von St. Gallen in Schutt sank, als Haussmann seine breiten Boulevards durch die e-n-t-zückende Altstadt von Paris durchpflügte.

Kein Mensch hat es jemals für möglich gehalten, dass man Sehenswürdigkeiten machen kann. Sehenswürdigkeiten, wie zum Beispiel die neue Peterskirche in Rom mit Kuppel, Kolonnaden und Tabernakel (für uns ist sie ja bereits 400 Jahre alt und damit legitim) einen so hinreissenden Bau wie die neue Stiftskirche von St. Gallen und so famose Geschichten wie eine Avenue de l'Opéra oder eine Rue de la Paix.

Wir sind halt allesamt – dass wir es uns nur eingestehen – recht phantasie-lose Knochen (mit Ausnahmen selbstverständlich).

Jawohl! Sehenswürdigkeiten kann man machen!

Natürlich geht das nicht so zu, dass sich nun eine Stadt hinsetzt und sich überlegt, wo und wie pflanze ich nun



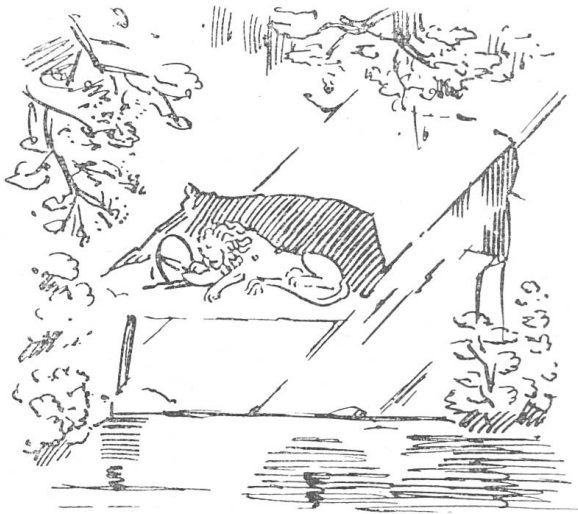
Ein verlassener Steinbruch

eine besonders kuriose Zipfelmütze auf. Dabei würde nicht viel Gescheites herauskommen.

Das geht ganz anders zu, und manchmal recht unscheinbar.

War da in Luzern, hinten, wo die Stadt aufhörte, und schon niemand mehr recht hinsah, ein Steinbruch aufgemacht worden. Vor der Wand türmte sich der Schutt, Wasser rieselte durch die Wüstenei, und über den abgebauten Flötzen wucherte junges Grün: eine höchst unordentliche Geschichte. Da kam nun so ein versonnener, romantischer Mensch daher, der fand das schön. Und war offenbar ein heller Kopf, denn er brachte seine ledernen Mitbürger dahin, just

diese Steinwüste anzukaufen und beim besten Bildhauer, der damals in der ganzen Welt aufzutreiben war, das Modell

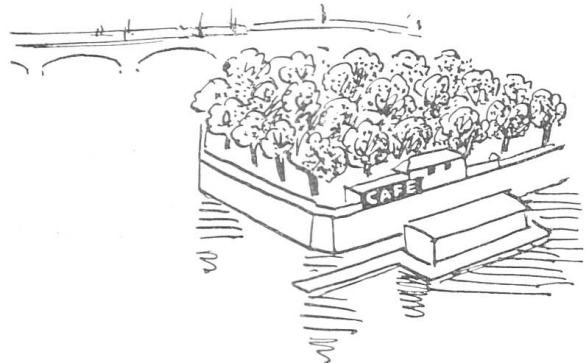


Und was die Luzerner daraus gemacht haben zu einem überlebensgrossen Löwen zu bestellen – eine ganz unmögliche Sache.

So ist das Löwendenkmal in Luzern entstanden, ein Ding, das uns heute zwar um seiner einfältigen Kopien willen, in Holz, Stuck, Papiermaché, zum Halse herabhängt, aber wer sich sein unversehrtes Kindergemüt bewahrt hat, der merkt es wohl, dass hier eine grossdenkende schöpferische Phantasie am Werk war. Der «Löwe von Luzern» ist zu einer schweizerischen Sehenswürdigkeit geworden. Nicht um des Exportartikels willen, den er – vorsichtigerweise in Latein – zu feiern vorgibt, sondern um der poesievollen Empfindungen willen, die jener Querkopf in diesen Erdenwinkel hineingezaubert hat.

Unsere lieben Altvordern haben in Festungen gewohnt (nachdem sie die Höhlen, Bäume und Pfahlroste verlassen hatten). Und da gab es sich, wenigstens in Zürich und Genf, dass zur Vollkommenheit des Schanzengürtels eine Lunette ins Wasser zu liegen kam. Nach der mehrfachen Durchlöcherung unserer verbrieften Neutralität erklärten unsere Militärs, die Schanzen hätten nun ihren Zweck erfüllt und überliessen sie den zivilen Gewalten. Die praktischen Zürcher haben

aus ihrem «Bauschänzli» eine Gartenwirtschaft gemacht – sie ist keine Sehenswürdigkeit geworden – aber in Genf hat sich wieder ein poetisches Gemüt gefunden, das auf der kleinen Wasserschance einen heiligen Hain aufwachsen liess und darinnen dem Weltbürger Rousseau ein Denkmal setzte, das nun verträumt hinaussieht durch dunkles Laub über die blanke Fläche nach den fernen Bergen. So ist die «Rousseau-Insel» entstanden, eine der anmutigsten Schweizer

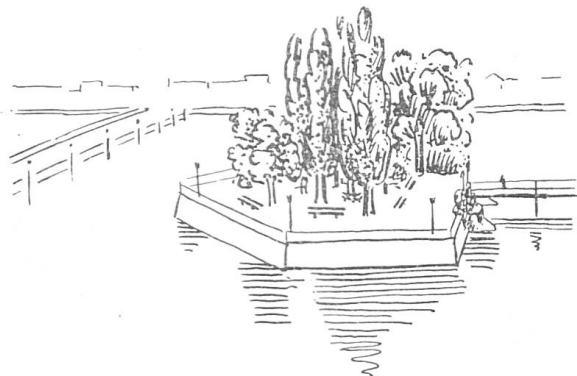


Das Bauschänzli — Zürcherprosa

Sehenswürdigkeiten. Wenn heute dem Inselchen eine Brücke vorgelagert ist, darauf die Strassenbahn dem bronzenen Jean Jacques alle Augenblicke vor der Nase vorbeipoltert, so erhöht das den Effekt nicht. Es mindert aber auch nicht das Verdienst jener Schöpfung.

Nicht alle Sehenswürdigkeiten sind Leistungen von Poeten. Im Gegenteil, die wenigsten! Manchmal sind einer neuen Idee sehr nüchterne Erwägungen zu Pate gestanden.

Wie war's damals in Freiburg mit dem



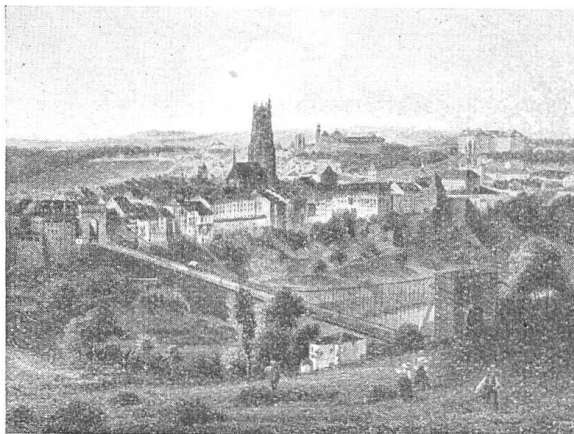
Die Rousseau-Insel — Genferpoesie

Fuhrwesen bestellt, am Anfang des vorigen Jahrhunderts? Jämmerlich war's bestellt. Wer von Bern herkam, der musste bei St. Barthélemy in eine Schlucht hinunterfuhrwerken, neunzig Meter tief, über ein bitterböses Kopfsteinpflaster, und dann auf der andern Seite wieder hinauf, volle hundert Meter. Die tausendfältigen Fuhrmannflüche haben so um die Dreissiger Jahre endlich das Ohr des Magistrats erreicht: man seufzte, griff in den Säckel und holte den Ingenieur. Der hat nun roh, kaltschnauzig und gemüthlos, wie solche Ingenieure nun einmal sind, mitten in das zierliche Giebelwerk der Stadt einen unerhört klotzigen Torbau hineingestellt, woran er seine Drahtseile aufgehangen, den Abgrund überspannend. Wer für eine Stadtsilhouette empfindlich war, der musste laut aufheulen. Aber das Ding war praktisch, der Verkehr gedieh, und die Fuhrleute fluchten bedeutend weniger. (Dass die Unterstadt dabei ins Serbeln kam, darf

mal, lithographiert und gestochen, und haben dem Monstrum damit den Segen gegeben. Kein Mensch hat sich mehr über die zerstörte Stadtsilhouette aufgeregt, denn – dumm und wahr – die Sehenswürdigkeit war nun ja vorhanden, existierte und war aufgenommen in den Kodex all der sehenswerten Dinge, die der Reisende zu absolvieren hatte.

Gar nicht viel anders ist es in Lausanne gegangen mit dem Grand Pont, diesem unverwüstlichen Versatzstück der Reisehandbücher. Da war auch wieder ein Tal, zweihundert Meter breit, in das die langen Frachtwagenzüge hinuntertauchen mussten, von Genf herkommend, bevor sie St. François erreichten und die Place de l'Ours, bei der so sinnvoll die grosse Landstrasse nach Bern einsetzte.

Die Fuhrleute fluchten wälsch, höchstwahrscheinlich, aber offenbar ebenso vernünftig wie ihre Freiburger Kollegen (in vielen Fällen werden es die nämlichen gewesen sein). Item, der Magistrat



*Fribourg mit der neu gebackenen
Sehenswürdigkeit*

uns hier nicht rühren.) Und nicht lange ging's, so war die Hängebrücke in Fribourg (sie existiert nicht mehr) zu einer schweizerischen Sehenswürdigkeit und europäischen Berühmtheit geworden. Die Maler und Radierer haben sich hingegesetzt, rudelweise, und haben dies merkwürdige, höchst sehenswerte Ding abge-



*Die untere Stadt, die dadurch vollständig
abgeschnitten wurde*

seufzte, griff in den Beutel und holte den Ingenieur.

Mit einer Sorglosigkeit, die uns vom Heimatschutz eingeschüchterten Epigonen noch heute eine Gänsehaut über den Rücken rieseln lässt, hat Herr Pichard – so hiess der Ingenieur – die zierliche Landschaft vermöbelt. Munter setzt seine

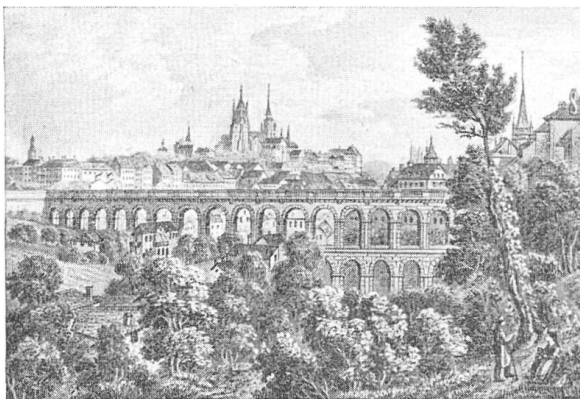
Brücke übers Tal, in zwei Etagen (man hat inzwischen eine zugeschüttet), die Altstadt in der Tiefe zurücklassend wie einen Schutthaufen. Achtzehn Bogenstellungen, massiv, wie ein römisches Aquädukt.

War sie « der Landschaft angepasst » ? Hatte sie Rücksicht genommen auf gottweiss was für einen Spiritus loci ? Hat sie sich dem Stadtbild eingefügt ?

Nicht die Bohne.

Das ist es eben : Solche Sehenswürdigkeiten machen das Stadtbild, sie bereichern die Landschaft, sie schaffen einen Genius loci.

Und wird denn nicht heute, just heute,



Lausanne mit dem Grand Pont

wieder solch eine patente Sehenswürdigkeit hergerichtet, fabriziert, ins Werk gesetzt ? Noch sind zwar keine Postkarten zu kaufen mit ihrem Bild, keine Pfeifenköpfe, Tassen, Zigarettenetuis, Sophaschoner und Albumdecken, und das Reisehandbuch natürlich hat sein Sternchen noch nicht gezückt. Aber das kommt alles noch. Trotzdem gerade ganz besonders nette Leute mit hochrotem Kopf behaupten, sie sei ein Skandal. Ich meine die Gandriastrasse.

Ja heute, heute ist diese Geschichte noch sehr in Fragezeichen gehüllt. Aber wer sich nur ein ganz klein wenig hinter den Ohren kratzt, der erinnert sich daran, dass es in der Schweiz eine Sehenswürdigkeit gibt, die wie ein Ei dem andern der Gandriastrasse gleicht : eine

Versündigung an Geschichte und Natur, aber anerkannt, gelobt, gerühmt, vielleicht sogar geliebt – die Axenstrasse.

Sehenswürdigkeiten, wie man sieht, kann man also machen. Sie kommen, aber sie vergehen auch wieder.

Die grossen Wasserfälle zum Beispiel galten lange Zeit als die wichtigsten Schweizer Sehenswürdigkeiten – Handegg, Pissevache, Staubbach, Trümmelbach und wie sie alle heissen – sie wurden lithographiert, gemalt, gestochen, handkoloriert, und was alles möglich ist. Sie sind ausser Mode gekommen. Noch erinnern auf den Rheinfall-Felsen ein Blechtempelchen und ehemalige Hotels an die Glanzzeit dieses Schaustücks allerersten Ranges. Heute sieht der orientierte Reisende kaum mehr zum Kupeefenster hinaus – er reist wichtigern Sehenswürdigkeiten entgegen.

Da tauchen dann doch immer wieder die Museggtürme auf und die Schaffhauiser Brunnentröge, die Lauben in Thun, das Schloss von Greyerz, das rote Münster von Basel, solide, bewährte Stücke, die nicht so leicht aus der Mode kommen. Die immer schon dagewesen sind, die mit der Stadt verwachsen sind, eins sind, die recht eigentlich die Stadt zu dem machen, was sie ist.

« Immer schon dagewesen » sind auch die bewährtesten, tüchtigsten, solidesten alten Hüter städtischer Freiheit nicht. Es gab einmal eine Zeit, da standen sie noch in Gerüsten, die Werkleute dabei, die letzte Hand anlegend. Und einmal, da waren sie noch gar nicht da, überhaupt noch nicht ans Licht getreten. Die Turmhauben vom Grossmünster, diese merkwürdigen Kessel, das Wahrzeichen von Zürich, sind ja kaum erst 250 Jahre alt !

Die Brunnen, ohne die wir uns Solothurn, Bern, Freiburg nicht denken können, zählen kaum 200 Jahre.

Die stolzen Fronten der Gassen von Bern sind ein modisches Kleid, das sich die schon etwas alt gewordene Altstadt im XVIII. Jahrhundert übergeworfen hat. Und vordem haben doch diese Städte auch bestanden – wir würden sie nicht

erkennen ohne ihre Sehenswürdigkeiten, wir würden sie nicht anerkennen können.

Sagt nicht unser Reisehandbuch – ?

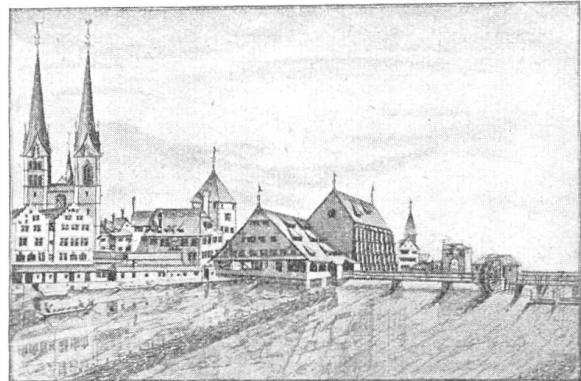
Da liegt der Hund begraben.

Das Reisehandbuch mit seinen Sternchen ! mit seinem dringenden Hinweis

Begriffe verabschieden und in den Winkel stellen ? Und die Toten ihre Toten begraben lassen ? Wollen wir nicht lieber an dem ewigen Wechsel, der ewigen Erneuerung, dem Auf-und-niedertau-chen, dem Kommen und Gehen in unse-



Zürich, Blick auf die Helmhäuserbrücke mit dem Wahrzeichen der Stadt: den Grossmünsterhelmen



Zürich, von derselben Stelle aus, im Jahre 1763, man beachte die Türme des Grossmünsters

auf die wichtigsten Merkmale, auf den eisernen Bestand, auf die untrüglichen Kennzeichen einer Stadt : nichts ist ewig wichtig, nichts ist eiserne, nichts ist untrüglich, nein, nicht im entferntesten !

Wollen wir nicht lieber diese festen

rer Umgebung uns erfreuen ? Womit wir dann endlich auch ein Interesse finden würden und einen « Platz im Stadtbild » für die Leistungen unserer Tage ?

Dass wir doch nicht immer wieder in die Bärengräben fallen möchten !

